

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 73 (1996)

Heft: 5

Artikel: Der selige Damian Deveuster (1840-1889)

Autor: Odermatt, Ambros

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Gedenktag am 10. Mai: Der selige Damian Deveuster (1840 – 1889)

P. Ambros Odermatt

Der drängende Ruf

Josef, so der Taufname von P. Damian, wurde am 3. Januar 1840 im Dorf Tremeloo unweit von Löwen in Belgien geboren, als jüngstes von sieben Kindern. Seine Jugendzeit verbrachte er auf einem stattlichen Bauerngut. Für ihn und seine Familie war es klar, dass er einmal diesen Hof auf dem fruchtbaren Boden Flanderns übernehmen würde. Doch anlässlich einer «Volksmission» in seinem Dorf, an der er eigentlich eher gezwungenermassen teilnahm, traf ihn ein Wort, das er zunächst ganz verdrängen wollte. Doch es liess ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Ein betagter, heimgekehrter Missionar sagte in seiner Predigt: «Es gibt viele gute und wertvolle Dienste im Leben, in der Familie und auf den Bauernhöfen.» Dann fügte er aber mit erhobener Stimme hinzu: «Doch Jesus will von vielen mehr! Sie sollen ganz für ihn leben als Priester, als Ordensleute, als Missionare. Gerade die Schwächsten auf der Welt warten auf die Hilfe der Christen. Wer hat den Mut, in ferne Länder zu ziehen, um diesen Menschen in ihrer Not zu helfen und ihnen gleichzeitig die Botschaft Jesu zu bringen?» Nach langem innerem Ringen fasst sich Josef schliesslich ein Herz und tritt als noch nicht Zwanzigjähriger in Löwen in die Kongregation der Missionare von den heiligsten Herzen Jesu und Mariä (SSCC), bekannter unter dem Namen Picpus-Missionare, ein. Dieser Missionsgesellschaft, die 1800 gegründet worden war, gehörte bereits sein älterer Bruder an.

Wenn wir heutzutage das Wort Hawaii hören, tauchen in uns vermutlich recht romantische Vorstellungen auf, angeregt durch Bilder in Ferienprospektten auf Hochglanzpapier. Wir sehen vor uns weisse Sandstrände unter strahlender Sonne, Palmen, das tiefblaue Meer und hören die weichen und sanften Klänge einer Hawaii-Gitarre. Diese Inselgruppe im Pazifik, 1778 vom englischen Seefahrer James Cook entdeckt und mit dem Namen Sandwich-Inseln bezeichnet, ist zum Inbegriff von Traumferien geworden fernab von Stress und Alltag. Allerdings können auch ganz andere Bilder mit diesem Ferienparadies verknüpft werden. Dies zeigt uns die Lebensgeschichte des flämischen Paters Damian Deveuster, der am Pfingstsonntag des vergangenen Jahres von Papst Johannes Paul II. anlässlich seiner Belgienreise in Brüssel seliggesprochen wurde. Wie kam dieser Ordenspriester nach Hawaii?

Missionar mit Leib und Seele

Unerwartet schnell erfüllte sich sein Wunsch, in ein Missionsland aufzubrechen. Sein leiblicher Bruder, für den der Abreisetermin schon festgesetzt war, konnte nicht in die Mission auf den Hawaii-Inseln im Stillen Ozean abreisen, weil er sich bei der Pflege von Typhuskranken angesteckt hatte. Frater Damian anerbot sich nach Absprache mit seinem Bruder, an dessen Stelle zu gehen. Die Oberen stimmten zu. So wurde er bereits vor der Priesterweihe ausgesandt. Am Allerheiligenstag 1863 trat er zusammen mit einem Mitbruder von Bremerhaven aus die lange Reise an. Die abenteuerliche Fahrt auf einem grösseren Dampfer führte ihn um die Spitze Südamerikas am Kap Horn vorbei in den Pazifik. Nach fast fünf Monaten trafen sie in Honolulu ein. Hawaii war damals noch nicht amerikanisch, aber auch nicht mehr hawaiianisch. Die Eingeborenen standen unter dem Schock der Zivilisation. Ihre alte Kultur wurde zerstört. Der Missionar aus Belgien wollte sich für diese wehrlosen Menschen einsetzen. Sogleich lernte er ihre Sprache. Noch vor Ablauf eines Jahres wurde er zum Priester geweiht. Der junge, kerngesunde und abgehärtete Bauernsohn aus Flandern wird als Reisemissionar eingesetzt. Seine Aufgabe ist es, die eingeborenen Christen in den abgelegensten Dörfern aufzusuchen. Was er für den Gottesdienst und die Kranken braucht, hat in den beiden Satteltaschen seines Pferdes Platz. Diese Art von Missionsarbeit entsprach ganz seinen Vorstellungen, und er fühlte sich glücklich dabei. So konnte er in einem Brief nach Hause schreiben: «Die Sandwich-Inseln sind ein Paradies: mildes Frühlingswetter das ganze Jahr hindurch, märchenhafte Vegetation mit köstlichen Fruchtbäumen. Doch am schönsten sind die Menschen: Sie sind schön an Leib und Seele. Sie sind sehr dankbar für die gute Nachricht vom Leben Jesu.»

Das traurige Los der Aussätzigen

Schon bald wird dieses Bild vom Paradies getrübt. P. Damian begegnet auf seinen Ritten eines Tages Aussätzigen. Diese unheimliche Krankheit war auf Schiffen der Weissen ins

Land gekommen. Die grosse Ansteckungsgefahr erfüllte alle mit Schrecken und Angst. Noch wusste man sehr wenig über die Lepra, wie die Krankheit auch genannt wurde. Nur eines war klar, sie wurde zu einer immer grösseren Gefahr für die Gesunden. Noch heute sitzt diese Angst tief im Menschen. Vor kurzem brachte die Neue Zürcher Zeitung in einem Bericht über Lepra den Ausspruch eines zehnjährigen Mädchens aus Kalkutta: «Wer Lepra hat, dem schaue ich nicht in die Augen, sonst werde ich auch krank.» Zur Zeit von P. Damian wurden die Aussätzigen Hawaiis aufgestöbert, gefangengenommen und abgeschoben, nach Kalawao, auf eine Landzunge der Insel Molokai. Die Todgeweihten waren sich dort selbst überlassen. Schreckliche Zustände herrschten unter diesen verzweifelten Menschen, die keine Hoffnung mehr hatten. Wer dort angekommen war, kehrte nicht mehr zurück. Gelegentlich besuchten Missionare für kurze Zeit diese Hölleninsel. Nachher berichteten sie in Honolulu all die schrecklichen Dinge, die sie gesehen und erlebt hatten. Niemand sah unter solchen Voraussetzungen eine Möglichkeit zu helfen.

Der unglaubliche Entschluss

Nach diesen Erlebnissen hört P. Damian, der nun schon fast zehn Jahre auf den Hawaii-Inseln gearbeitet hatte, wiederum eine drängende Stimme in seinem Innern wie damals in Tremeloo: Man muss diesen Menschen unter allen Umständen beistehen. Er spürt, dass dies die Herausforderung seines Lebens wird. So entschliesst er sich nach längerem Ringen für einen ständigen Einsatz auf der Schreckensinsel Molokai. An dieser Stelle müssen wir ihn selber zu Wort kommen lassen. In einem Brief vom 25. November 1873 schreibt er aus Kalawao an seinen Bruder: «Für diese Aussätzigen-Kolonie war ein Priester dringend notwendig; aber es war nicht leicht, einen zu senden; denn da aller und jeder Verkehr zwischen hier und der übrigen menschlichen Gesellschaft untersagt ist, musste ein solcher sich eben entschliessen, sich mit den Unglücklichen für immer abzusperren. Unser Bischof aber, Msgr. Maigret, erklärte, dass er dieses Opfer von keinem von uns verlangen könne. Das ist der

Grund, warum ich mich anbot; denn ich dachte daran, dass ich ja bereits an dem Tage, wo ich die Gelübde ablegte, unter einem Leichentuch lag und daher dieses zweite Sterben nicht mehr zu fürchten brauchte. So hat mich denn also am vergangenen 10. Mai das Dampfschiff hierher gebracht, zusammen mit ungefähr 50 Aussätzigen, welche die Polizei wieder aufgegriffen hatte.»

Das Leben mit den Aussätzigen

Nach den Vorstellungen von P. Damian sollte Kalawao eine menschenwürdige Siedlung werden. Das war nicht leicht zu verwirklichen, denn die Aussätzigen selber standen ihm, dem Gesunden, zunächst ablehnend gegenüber. Sie misstrauten seinem Vorhaben. Behutsam musste er ihr Vertrauen gewinnen, nicht durch Worte, sondern durch Taten. Er pflegte ihre Wunden und sorgte für Kleidung und Medikamente. Wer immer noch einigermassen bei Kräften war, lud er zur Mitarbeit ein. Zusammen mit den Kranken legte er Gärten und Äcker an, installierte eine Wasserleitung, züchtete Schafe und Rinder. Schliesslich ersetzte er die fauligen Grashütten durch Holzhäuser und baute sogar ein Waisenhaus, ein Spital und eine Kirche. Obwohl der Missionar aus Belgien von robuster und zäher Natur war, kostete ihn der ständige hautnahe Kontakt mit den Aussätzigen viel Überwindung. In dem bereits erwähnten Brief an seinen Bruder gibt es eine Stelle, die an konkreter Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: «Eines Tages, während ich das Hochamt feierte, meinte ich, ersticken zu müssen und konnte mich fast nicht enthalten hinauszuspringen, um etwas frische Luft einzutauen. Allein der Gedanke an meinen Herrn vor dem Grabe des Lazarus hielt mich zurück. Jetzt ist mein Geruchsorgan bereits etwas abgestumpft, und es fällt mir nicht mehr so schwer, in die verpesteten Wohnräume der armen Kranken einzutreten. Allerdings kommt mich doch noch hin und wieder ein Gefühl des Ekels an, besonders wenn ich die Beichte von Kranken hören muss, deren Wunden bereits voll Würmer sind, ähnlich denjenigen, welche die Leichen im Grabe verzehren. Oft bin ich in grosser Verlegenheit, wenn ich die Letzte Ölung geben

soll, weil nirgends neben den Wunden ein freies Plätzchen zu finden ist. – Diese Beschreibung wird Dir etwelchen Begriff geben von meinem alltäglichen Leben.»

Den Aussätzigen ein Aussätziger geworden

Inzwischen schreibt man das Jahr 1884. Seit gut elf Jahren lebt P. Damian bereits unter den Aussätzigen auf der Insel Molokai. Eines Abends kommt er ganz verschwitzt und erschöpft nach Hause. Sein treuer Helfer hat ihm ein grosses Becken mit dampfendem Wasser für ein Bad bereitgestellt. Der Missionar steckt die Fingerspitzen in das Wasser und denkt dabei, komisch, dass das Wasser dampft und ich es doch als kalt empfinde. Dann stürmt sein Freund herein mit einem Krug kalten Wassers, das er dem siedenden Wasser beimischen wollte. Entsetzt bleibt er stehen. «Haben Sie nichts gespürt?» – «Nein». P. Damian versucht zu lächeln, aber es gelingt ihm nicht mehr. Sofort ist ihm sonnenklar: Wenn man seine Finger in kochendes Wasser hält und dabei nichts mehr verspürt, dann heisst das auf dieser Insel nur eines: Aussatz! Nach langem Schweigen sagt er: Jetzt erst darf ich aufrichtig sagen: **Wir Aussätzige**. Es wird nur noch eine Frage der Zeit sein, bis die tödliche Krankheit offen ausbricht und die ersten Eiterwunden seinen Körper bedecken. Nun macht er sich mit doppeltem Eifer an die Arbeit. Die Füsse in dicken Verbandstoff verpackt und mit groben Handschuhen an den Händen führt er sein Werk weiter. Dank seiner widerstandskräftigen Natur gelingt es ihm, fast vier Jahre als Missionar weiterzuwirken. Noch kann er lesen, segnen, trösten und die Messe feiern. Jetzt braucht er nicht mehr viel zu sagen. Er ist seinen Aussätzigen gleichförmig geworden.

«Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht» (Joh 12, 24)

Die Krankheit schwächte zusehends seinen Körper und machte ihm auch seelisch zu schaffen. Bereits wurde die Weltöffentlichkeit auf P. Damian aufmerksam. Spenden flossen. Die Oberen wussten nicht recht, was sie davon halten sollten. So viel öffentliches Interesse für einen «kleinen Missionar», das behagte ihnen nicht besonders. Sie tadelten seinen übergrößen Eifer für die Aussätzigen und seine Eigenwilligkeit. Ja, sie warfen ihm Hochmut vor. Der Missionar litt furchtbar unter diesen Vorwürfen und unter Selbstzweifeln. Doch eine besondere Freude war es ihm noch, zwei Priester an seiner Seite zu sehen, die seine Arbeit fortsetzen, und Franziskanerinnen, die ihnen dabei helfen wollten. Am Abend des 14. April 1889 verabschiedete er sich von seinen Aussätzigen, die das Haus umlagerten. Er segnete sie alle und schlief am 15. April ohne Todeskampf ein.

Lepra ist zwar heute heilbar, aber immer noch nicht ausgestorben. Über acht Millionen Leprakranke leben auf unserer Erde, weil sie kein Geld haben, um die Behandlung zu bezahlen. Doch der Geist von P. Damian Deveuster wirkt in unseren Tagen weiter, so z. B. durch die deutsche Ordensschwester und Leprärätzin Ruth Pfau, die in den vergangenen Jahren mit einer unglaublichen Beharrlichkeit und in selbstlosem Einsatz den staatlichen Lepradienst in Pakistan aufbaute. Auch über die Grenzen der Religionen hinaus fand unser Missionar Anerkennung. Mahatma Gandhi (1869–1948), der als Inder um die ganze Tragik dieser Krankheit wusste, nannte ihn «Apostel der Aussätzigen» und sagte über den Ordensmann: «Die Welt der Politik und der Presse kennt nur wenige Helden, die mit Pater Damian zu vergleichen sind. Die Mühe lohnt sich, nach der Quelle zu suchen, aus der so viel Heldentum kommt.»

Buchbesprechungen

ERLEDIGT

Fredy Fischer: **St. Martin feiern**. Patmos, Düsseldorf 1995. 96 S. Fr. 26.80.

Ein ideen- und bilderreiches Buch, das das Leben des Heiligen erzählt und die vielen Bräuche um den Martins- tag herum beschreibt. Spiele, Lieder und Gedichte ergänzen das gefällige Bändchen. Empfehlenswert für solche, die mit Kindern und Jugendlichen Feiern gestalten wollen, aber auch für alle, denen der heilige Martin etwas bedeutet.

P. Augustin Grossheutschi

Javier Ropero: **Im Bann des Opus Dei**. Familien in der Zerreißprobe. Mit einem Elternführer durch das Opus Dei. Benziger, Solothurn und Düsseldorf 1995. 344 S. Fr. 49.80.

Dies ist ein Buch mehr auf dem Büchermarkt, das sich mit dem «Phänomen Opus Dei» auseinandersetzt. Auch diesem Band ist es eigen, dass er von einem «ehemaligen Mitglied» geschrieben ist und dass der Weg der Mitgliedschaft und des Austritts einer Odyssee gleichkommt (vgl. Maria del Carmen Tapia: Hinter der Schwelle. Ein Leben im Opus Dei, 1993).

Der Leser kommt aus der Verwunderung nicht heraus. Sicher schreibt der Autor aus seiner subjektiven Sicht, doch der Belege aus schriftlichen Quellen gibt es so viele, dass sein Bericht glaubwürdig wird. In diesem Buch geht es vor allem um Zeugnisse dafür, wie Jugendliche aus ihren Familien herausgelockt und ihren Angehörigen entfremdet werden. Wer aussteigen will, schafft es kaum oder dann erst mit fremder Hilfe.

Wir wissen zwar, dass es ein Kennzeichen heutiger Menschen ist, sich nur schwer binden zu können und zu wollen. Trotzdem staunt man über Aussagen wie die folgenden: «Es fällt auf, dass etwa sieben von zehn Jugendlichen, die in das Opus Dei eintreten, es nach einigen Jahren wieder verlassen. Ein hoher Anteil dieser Ehemaligen will daraufhin nichts mehr von jeder Art von Religion hören, andere wollen die <verlorene Zeit> nachholen, indem sie sich etwa der Promiskuität hingeben. . . . In Spanien gibt es inzwischen einige Psychiater, die gezielt auf die Rehabilitation ehemaliger Opus-Dei-Mitglieder spezialisiert sind. . . .» (S. 130).

Im Anhang des Buches finden sich ein Verzeichnis der im Opus Dei verwendeten Begriffe; Adressen der Hilfsorganisationen und Informationsstellen im deutschsprachigen Raum; ein Elternführer durch das Opus Dei; ein Programm der Selbsthilfegruppen zur Verteidigung des vierten Gebots; ein Bericht «Sekten und neue religiöse Bewegungen – eine Herausforderung für die Seelsorge.»

P. Augustin Grossheutschi